

HAUPTKIRCHE ST. PETRI



Predigt am 26.8.2012 um 10 Uhr

12. S. n. Trinitatis

„Sieh mich an!“

Predigttext: Apostelgeschichte 3, 1-10

HP Christoph Störmer

Predigttext:

1 Petrus aber und Johannes gingen hinauf in den Tempel um die neunte Stunde, zur Gebetszeit. 2 Und es wurde ein Mann herbeigetragen, lahm von Mutterleibe; den setzte man täglich vor die Tür des Tempels, die da heißt die Schöne, damit er um Almosen bettelte bei denen, die in den Tempel gingen. 3 Als er nun Petrus und Johannes sah, wie sie in den Tempel hineingehen wollten, bat er um ein Almosen. 4 Petrus aber blickte ihn an mit Johannes und sprach: Sieh uns an! 5 Und er sah sie an und wartete darauf, daß er etwas von ihnen empfinde. 6 Petrus aber sprach: Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth steh auf und geh umher! 7 Und er ergriff ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf. Sogleich wurden seine Füße und Knöchel fest, 8 er sprang auf, konnte gehen und stehen und ging mit ihnen in den Tempel, lief und sprang umher und lobte Gott. 9 Und es sah ihn alles Volk umhergehen und Gott loben. 10 Sie erkannten ihn auch, daß er es war, der vor der Schönen Tür des Tempels gesessen und um Almosen gebettelt hatte; und Verwunderung und Entsetzen erfüllte sie über das, was ihm widerfahren war.

Liebe Gemeinde,

ein Fall von professionell organisierter Bettelei ist das, was wir soeben gehört haben. Das kennen wir, immer wieder berichten die Zeitungen davon. Da werden morgens Frauen mit ihren Kindern oder Männer mit ihren körperlichen Handicaps von irgendwelchen Leuten in der Spitalerstr. oder vor den Kirchenpforten abgesetzt, um Geld zu machen. 15 bis 20 Euro kann man an einem Tag schon bekommen, genug zum Überleben.

Auch vor unserer Kirchenpforte sitzen fast täglich bettelnde Menschen. Manchmal müssen unsere Küster einschreiten, wenn es Streit um den Platz gibt. Wer zuerst kommt, hat die besten Karten, manche reklamieren auch einen Stammplatz für sich.

Und in den Kirchenpforten übernachten immer wieder Obdachlose – im Sommer sind die Eingänge geschützte Überdachungen. Obdachlose fühlen sich immer wieder bedroht – mit der Kirche im Rücken und ausgesetzt den Blicken der Passanten lässt sich die Angst mindern. Und ist die Kirche nicht ein Ort der Barmherzigkeit und des Schutzes? Wo, wenn nicht hier, würde ein Bedürftiger Hilfe finden?

Letzte Woche gab es im Abendblatt einen Essay zum Thema: wie Umgehen mit Bettlern. Da gibt es ja keine einfachen Antworten.

Wie machen Sie das?

Es gibt tausend gute Gründe, sich seinem Nächsten zu verweigern. Die kennen und hören wir alle Tage und wir zitieren sie gern zur Beruhigung unseres Gewissens:

Wir haben doch ein Sozialsystem, es gibt doch die Hamburger Tafel mit ihren Essensausgabestellen oder den Mitternachtsbus oder das Herz As. Es gibt Straßensozialarbeiter. Es gibt doch Harz IV.

Bei uns muss niemand verhungern. Nötig hat das doch niemand, zu betteln oder auf der Straße zu übernachten. Die Leute könnten doch Arbeit finden. Die sind bloß faul. Das Geld,

was die sammeln, wird den Frauen von ihren gewalttätigen Männern abends doch wieder abgenommen. Die setzen das Geld doch nur in Alkohol um. Und so weiter.

So richtig froh wird man nicht, wenn man sich hinter solchen teils richtigen, teils pauschalen Argumenten verschanzt und damit seine Haltung begründet, einem Bettler nichts zu geben. Ich selber bin auch häufig genervt, manchmal mache ich einen großen Bogen um so einen Menschen, um mich von dem Elend nicht zu sehr anfassen zu lassen.

Denn dass es ein Elend ist, das lässt sich wohl kaum bestreiten. Egal, ob selber schuld oder vom Schicksal gebeutelt: dass ein bettelnder Mensch das nicht zum Spaß macht, sieht man auf den ersten Blick. Auch ich als Vorübergehender mag mein Päckchen zu tragen haben und in großen Nöten sein, die man mir nicht ansieht, die ich aus Scham verstecke, die ich versuche, allein zu bewältigen. Dass der andere da seine Not so schamlos zu Markte trägt und öffentlich zeigt, ist das nicht eine Schande?

Auch das gibt es ja: die Stimmen, die Betteln ganz verbieten wollen, die eine Bannmeile um die City ziehen wollen. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Doch selbst die Kaufleute in der City, die natürlich die Konsumenten bei Kauflaune halten wollen und denen der Anblick von Bettlern geschäftsschädigend ist, fahren nicht diese harte Linie, die ein Innensenator mal durchsetzen wollte vor ca. 10 Jahren.

Gott sei Dank.

Arme haben wir allezeit unter uns. Dieser Satz Jesu scheint auch in einer säkularen Welt fest verankert zu sein und seinen Ausdruck darin zu finden, dass sich die Akteure in Hamburg immer wieder zusammen setzen – z.B. beim Runden Tisch in St. Jacobi oder der SIC (Soziale Initiativen City) – um einen Modus des Miteinanders und ein Klima der Toleranz und ein Netzwerk der Unterstützung zu installieren und zu finanzieren. Man muss diese Spannung wohl aushalten und die Erkenntnis, dass ich das Thema Armut, das sich u.a. im Betteln manifestiert, nicht mit einer Parole oder einem Gesetz aus der Welt schaffen kann.

Wenn mich Leute anschnorren und um Geld bitten, dann ist und bleibt das tatsächlich eine Gewissensfrage, die ich so einfach nicht los werde. Mein Bruder sagt, er sei wohl auch deshalb kein Stadtmensch, weil er nicht täglich mit dieser Frage konfrontiert sein möchte und Angst hat, abzustumpfen. Ein Freund, kein Kirchgänger, hat immer paar Euros in der Tasche und entrichtet so täglich seinen Obulus, statt in den Kollektenkasten in den Becher des Bettlers.

Ich selber habe paar Daueraufträge laufen, z. B. für Terres des Hommes oder Amnesty International. Diese Dauerspendsen für den fernen Nächsten entlasten mein Gewissen allerdings nur begrenzt, wenn mir die Not vor der eigenen Tür begegnet. Und wenn einer an der Pfarramtsklingel gleich nebenan vor mir steht, kann ich mich nicht entziehen – manchmal begleite ich jemanden zur Bushaltestelle und ziehe ihm dort mit der EC-Karte einen Fahrschein oder kaufe ihm beim Bäcker etwas zu essen – wenn derjenige das wirklich will: manchmal ändert sich das, während man miteinander paar Schritte geht.

Ich glaube, es braucht im Umgang mit Bettelnden eine Entkrampfungsübung, so etwas wie eine heilsame und humorvolle Distanz und gleichzeitig Akzeptanz des anderen, der gar nicht so anders tickt wie ich.

Sie kennen vielleicht die Geschichte vom Rabbi, der zum wiederholten Mal von einem Schnorrer angebettelt wird und der schließlich entnervt einen Geldbetrag gibt. Wenig später sieht er den Bettler hinter der Scheibe eines feinen Restaurants ein schön zubereitetes Lachsgericht essen. Empört stellt der Rabbi den Speisenden zur Rede. Und dieser antwortet: Wenn ich kein Geld habe, kann ich keinen Lachs essen. Wenn ich Geld habe, soll ich keinen Lachs essen. Wann darf ich Lachs essen?

Bettelnde Menschen sind oft wie ein Spiegel, sie zeigen immer auch etwas von uns, manchmal auch Peinliches, Unangenehmes: unsere Hilflosigkeit, unser Ressentiment, unsere Gleichgültigkeit, unsere Knauserigkeit, unsere Engherzigkeit, unsere Kleinlichkeit. Wer sich selbst nichts Gutes gönnt, wie soll der anderen Gutes tun? heißt es so schön in den Sprüchen Salomos.

Im Umgang mit Bettlern können wir uns wohl selber weiter entwickeln. Die Disability (=Unfähigkeit) des Anderen ruft nach meiner Response-Ability (=Fähigkeit, zu antworten). Will sagen, wenn ich einem begegne, der in irgendeiner Weise gehandicapt ist, wirft das die Frage auf, wie ich darauf antworte. Ich kann seine Armut, seine Krankheit, seine Missbildung nicht aufheben, aber ich kann mich dazu aktiv verhalten. Ich habe eine Ability, eine Fähigkeit, darauf zu antworten. Und dazu kann ich mich entscheiden. D.h., ich muss bewusst den Modus der Begegnung wählen. In der Regel wollen wir einem Bettler nicht begegnen. Und er uns auch nicht. Er streckt die Hand aus, oder hat den Becher oder Hut vor sich stehen, sucht aber nicht unseren Blickkontakt. Wie auch wir nicht, selbst wenn wir uns erbarmen und herablassen, um, eher im Vorbeihuschen, eine Münze fallen zu lassen in den Sammelbehälter.

Nicht so Petrus, der mit Johannes den Tempel betritt. Die Kulisse wird zunächst so beschrieben, wie sie täglich passiert seit Jahrtausenden: Ein Bettler wird platziert an seinem üblichen Ort. Die Gläubigen betreten wie üblich den Tempel. Die Schwelle zum Gotteshaus, an der es zur Berührung kommen kann, ist eher der Ort, wo man Berührung vermeidet. Offensichtlich blickt der Bettler zu Boden, als die beiden Apostel vorbeigehen. Doch die lassen nicht diskret einen Obulus fallen, sondern machen eine Szene auf. Den Moment der Wahrheit. Den Moment der Begegnung. Denn wenn ich zu einem anderen Menschen sage: Sieh mich an, dann ist dies unausweichlich der Moment, wo ich mich zeige, wo der andere sich zeigt. Ein solcher Augenblick ist voller Brisanz und Potential. Er hat etwas sehr Intimes und Persönliches. Gerade im öffentlichen Raum, auf der Straße oder in Bus oder Bahn vermeiden wir eher den Blickkontakt. Man muss sich schon ein Herz fassen, wenn man einem wildfremden Menschen sagt: Sieh mich an! Darin steckt eine Provokation im Wortsinn: Ich rufe den anderen heraus – aus seiner Anonymität, aus seinem Versteck, aus seinen Gedanken, aus seiner Geistesabwesenheit.

Was passiert, wenn der so Provozierte, so heraus Gerufene mich ansieht? Es kommt das nächste unkalkulierbare Moment: Was geschieht, wenn sich unsere Blicke treffen? Wird er meinem Blick standhalten, ich seinem? Guckt er ängstlich oder feindselig, verlegen oder frech? Und wie blicke ich? Prüfend? Fragend? Wohlwollend? Neugierig? Blicke können so Vieles: Umwerfen, töten, ausziehen, einem das Herz wärmen, einen erblassen oder erröten lassen.

Die Blicke begegnen sich. Der Kontakt ist geknüpft. Was geschieht als Nächstes? Petrus erklärt sich. Zunächst, indem er sich klar abgrenzt und sagt, dass er die Erwartungen des Bettelnden nicht erfüllen wird. Eine ganz wichtige Übung übrigens für unser tägliches Miteinander. In der Familie, gegenüber Freunden, im Beruf. Es ist nämlich nicht leicht, nein zu sagen. Um des lieben, öfter noch um des faulen Frieden willens fügen sich viele allzu leicht und erfüllen dem anderen seinen Wunsch - nicht von Herzen, sondern um in Ruhe gelassen zu werden.

Anders Petrus. Auch wenn er etwas pathetisch und theatralisch daher kommt, wenn er sagt: Gold und Silber habe ich nicht. Damit hat der Bettler nun auch nicht gerechnet, er wusste wohl, dass hier keine Fürsten den Tempel betraten. Er bettelte nur um das übliche Almosen in kleiner Münze.

Doch in jedem Fall: das Nein ist deutlich. Von mir bekommst du keinen Penny.
So weit der erste Teil der Übung. Er ist wichtig, von klein auf. Besonders Kinder müssen das lernen: Nein zu sagen. Nein, ich will nicht! Wehe, wer den Willen des Kindes bricht, beim anderen einbricht, seine klar markierte Grenze nicht respektiert.

Doch, wie gesagt, in unserer Geschichte ist das Neinsagen nur der erste Teil der Übung. Im zweiten Teil kommt ein Ja, eine Zusage, ein Angebot: Was ich habe, das gebe ich dir.

Auch hier lohnt es, einen Moment inne zu halten: Was habe ich zu geben – außer oder statt Geld, wenn ich einem Bettelnder gegenüber stehe? Habe ich Zeit, mir seine Geschichte anzuhören? Habe ich eine Idee, was dem anderen gut tun könnte?

Was Petrus zu geben bereit ist, ist wirklich eine kühne Transferleistung. Eine Transferleistung, die ihr Empowerment, d.h. ihre Kraftfülle von dritter Seite bezieht. Es ist zunächst wie ein ungedeckter Scheck, den Petrus aus der Tasche zieht:
„Im Namen Jesu Christi von Nazareth.“

Trauen wir uns, so etwas zu sagen? Ich habe nicht viel zu bieten, aber ich bin im Bunde mit Jesus, im guten Kontakt mit meinem Gott, daraus kann was Gutes werden für jetzt, für diese Situation, in der wir beide uns gerade befinden.

Und jetzt darf man wohl nicht zögern. Mir scheint, Petrus nutzt den Moment der Verblüffung und Überraschung, denn er lässt seinen Worten „Steh auf und geh“ unmittelbar eine beherzte Bewegung, einen zupackenden Griff folgen: Er ergreift die Hand des Bettlers und zieht ihn nach oben, auf Augenhöhe. Fast übergriffig, aber beherzt, und im Namen Jesu Christi.

Was trauen wir uns zu, und was ist der Mehrwert unseres Glaubens, der uns über unseren eigenen Schatten und unsere Selbstzweifel springen lässt? Zum Glauben gehört immer diese peripathetische Seite, auf Deutsch: man muss sich auf eine Bewegung, auf einen Weg einlassen. Peripathein – dies griechische Verb für gehen – kommt wiederholt in unserem Text vor. Erst im Gehen, und zwar im gemeinsamen Gehen, im Mitgehen, das dem beherzten Zugreifen des Petrus folgt, wachsen die Aufsteh-, die Auferstehungs-Kräfte. Die lahmen Glieder des Bettelnden finden Halt und Stabilität. Man muss sich schon, gern mit Hilfe anderer, auf die Füße wagen, aufstehn, den ersten Schritt tun. Ganz ohne Mittun wachsen uns keine Flügel.

Konkret könnte das heißen: Ich sehe draußen einen Menschen in Not. Ich lasse mich davon berühren. Ich schau dem anderen ins Gesicht. Spreche ihn an, auf Augenhöhe. Sage vielleicht, dass ich materiell nichts tun kann. Aber den anderen gern über die Schwelle der Kirche begleite, um mit ihm eine Kerze anzuzünden, um vielleicht sogar mit ihm und für ihn zu beten. Im Namen Jesu Christi aus Nazareth.

Amen.